**(39) Texte 18: Der Blick eines in Galizien geborenen Autors auf das Leben der Ostjuden in Deutschland – H. W. Katz: *Schloßgasse* *21***

Der Vorwurf der „Geschäftemacherei“, den Feuchtwanger wie auch Kantorowicz gegenüber den „unpolitischen“ jüdischen Mitemigranten äußern, berührt einen Kernbereich sozialer Stigmatisierung, von der insbesondere die Ostjuden innerhalb der Gruppe der jüdischen Emigranten betroffen waren. Der Vorgang war nicht neu; derartige Stigmatisierungen gab es bereits in der Weimarer Republik Die Ostjuden, immer wieder als „polnische“ oder „galizische“ Juden diffamiert, waren, schon lange bevor die Nationalsozialisten an die Macht kamen, innerhalb der öffentlichen Diskussion ein beliebter Angriffspunkt – und zwar nicht nur bei der politischen Rechten.

Trude Maurer ist die Autorin der grundlegenden Studie über die Ostjuden in Deutschland.[[1]](#footnote-1) In dieser Untersuchung zitiert sie eine Vielzahl zeitgenössischer Stellungnahmen. Die Ostjuden werden als „Wucherer“ und „Schieber“, als „Parasiten“ und betrügerische „Geschäftemacher“ denunziert:

„*Hundertausende galizischer und anderer landfremder Juden* überschwemmen unsere Großstädte, wuchern und schachern ungehindert und leben in Freuden; während der Deutsche schuftet und schindet, in der Hoffnung, endlich wieder emporzukommen.“[[2]](#footnote-2)

In diesem Fall handelt es sich um eine Stellungnahme des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes. Ähnliche Formulierungen finden sich jedoch auch bei Repräsentanten anderer Verbände und Organisationen. Der Breslauer Polizeipräsident Eugen Ernst z.B. erklärt die aktuellen antisemitischen Ausschreitungen damit, dass sich in Deutschland ein „Schiebertum schlimmster Sorte eingenistet habe, das früher in den polnischen Grenzstädten seine Geschäfte betrieben habe und unter dem das jüdische Element besonders stark vertreten sei.“ Diese „Parasiten“ führten ein „raffiniertes Schlemmerleben“.[[3]](#footnote-3) – Selbst von jüdischer Seite gibt es entsprechende Äußerungen:

„Richtig ist, daß ein erheblicher Teil der Ostjuden einen Lebenswandel führt, der unserer Auffassung von einem angemessenen Lebenswandel nicht entspricht. Schieber- und Wucher[er]tum treibt üppige Blüten, auch an sonstigen Verbrechen sind sie in einem nicht unerheblichen Grade beteiligt.“[[4]](#footnote-4)

Hier wurde pauschalisierend der „Lebenswandel“ moniert und anschließend mit Kriminalität, der Beteiligung an „Verbrechen“, in Verbindung gebracht.

Die Angriffe der politischen Rechten richteten sich in Wirklichkeit jedo*ch* nicht allein gegen die Ostjuden, die ‚landesfremden Juden‘, sondern gegen die *Gesamtheit* der jüdischen Bevölkerungsgruppe. Man griff die Teilgruppe an, um die Gruppe als solche zu treffen. – Dieser Zusammenhang wurde von jüdischer Seite häufig verkannt. Wenn daher die *Jüdische Rundschau* in einem einschlägigen Beitrag[[5]](#footnote-5) den Machinationen der „polnischen Juden“ die „Milliardenschiebungen der Alldeutschen“ gegenüberstellt, wurde damit die pauschale Diffamierung der jüdischen Bevölkerungsgruppe im Grunde nur verstärkt. Schon der Vergleich, die Aufnahme eines unangemessenen, diffamierenden Arguments, war Wasser auf die Mühle der politischen Rechten:

„Was bedeuten die Geschäfte der paar tausend polnischen Juden gegenüber den Milliardenschiebungen, die jeden Tag und jede Stunde von dem deutschen Kapital vorgenommen werden? […] Dieselben alldeutschen Kreise in Rheinland und Westfalen, die jenen legendären Fonds zur Finanzierung der Judenhetze in Deutschland aufgebracht haben, kaufen und verkaufen über die offene Grenze im Westen, was nicht niet- und nagelfest ist und tragen auf diese Weise zur Hebung der deutschen Volkswirtschaft bei: Man muß im Rheinland gewesen sein, um zu wissen, welches Fieber der Bereicherung die Deutschesten der Deutschen ergriffen hat, wie zu jedem Tag und jeder Stunde die ganze politische Zukunft Deutschlands verkauft und eingehandelt wird.“

Anlass für derartige Beschuldigungen boten u.a. die großen Finanzskandale der Weimarer Republik: die Fälle Sklarz (1919), Kutisker und Barmat (1925 – 1928) sowie Sklarek (1929 – 1932).[[6]](#footnote-6) Als Erklärung für die pauschale Verurteilung reicht ein Hinweis auf diese Skandale jedoch nicht aus.

Neben dem „Schiebertum“ waren andere zentrale Vorwürfe Unsauberkeit, mangelnde Ordnung und unzureichende Hygiene. Auch diese Beschuldigungen wurden nicht allein von Antisemiten[[7]](#footnote-7) geäußert, sondern – allerdings weniger häufig – auch von Sozialisten:

„Den meisten [Ostjuden] fehlt jeder Sinn für Ordnung und Reinlichkeit. So wie ihre Kleidung von Löchern und Schmutz starrt, so sind auch ihre Häuser von einer nicht zu beschreibenden Unsauberkeit.“[[8]](#footnote-8)

Sicherlich teilten nicht alle Verbände und Organisationen diese Diffamierungen. Der pauschale Verdacht mangelnder Hygiene mündete jedoch bei einigen Organisationen in ein rigides Vorgehen ein: Die Berliner Herberge des Arbeiterfürsorgeamts der jüdischen Organisationen Deutschlands [!] schickte alle Neuankömmlinge vor ihrer Aufnahme zur Desinfektion. Die tägliche Waschpflicht war Teil der Hausordnung.[[9]](#footnote-9)

 Anstoß erregte auch die Sprache der ostjüdischen Einwanderer, das Jiddische, der „Jargon“, wie die deutschen Juden das Jiddische bezeichneten.[[10]](#footnote-10) Trude Maurer spricht davon, dass „[d]eutsche Juden […] sich oft geradezu peinlich berührt [fühlten], wenn man es [das Jiddische] in ihrer Gegenwart gebrauchte.“[[11]](#footnote-11) Die Ablehnung des Jiddischen wurde damit gerechtfertigt, dass man argumentierte, sie sei „die Sprache des Ghettos“. Trude Maurer zitiert in diesem Zusammenhang den Essener Rabbiner Samuel:

„Der Jargon ist für den Westjuden die Sprache seines ehemaligen Ghettos. Er hat darum gekämpft, das Ghetto zu überwinden, und das Hochdeutsche war ihm das Geschenk rechtlicher und geistiger Befreiung. Darum erinnern ihn die Klänge des Jargon noch heute stark an seine Kerkerhaft, an Judenhut und Judenfleck. Man kann ja Erinnerungen an eine zu Unrecht erlittene Schmach aus edlem Trotz auch dann noch pflegen, wenn man längst wieder zu Ehren gekommen ist. Es gibt aber heute noch allzuviele, die den Juden gar zu gern wieder ins kulturelle Ghetto stoßen möchten. Dem setzen wir einen entschiedenen, und wie wir glauben unüberwindlichen Widerstand entgegen. Bei aller Bekenntnisfreude zum Judentum suchen wir auch Wege zum Deutschtum. Der Jargon ist darum für uns ein *wunderlich gekrümmter Abweg.* […]“[[12]](#footnote-12)

In diesen Formulierungen klingen bereits die Motive an, die die deutschen Juden veranlassten, sich von den „polnischen“ oder „galizischen“ Juden abzugrenzen: Sie fürchten um den eigenen, mühsam errungenen Status als „Deutsche“. – Ein weitere zeitgenössische Stellungnahme, die Trude Maurer zitiert, unterstützt diese Interpretation. Der Ausgangspunkt ist hier das traditionelle jüdische Gebot des „Mitleids mit den aus der Heimat vertriebenen Glaubensgenossen“:

„Aber trotz unseres Mitleids müssen wir in unseren Anschauungen festbleiben, sonst wird unser deutsches Judentum seelisch und geistig heimatlos. Die Synthese Deutschtum *und* Judentum gibt uns das Rückgrat, macht uns [fest?] in unserem Glauben und selbstbewußt und stolz gegen die Feinde des Judentums!“[[13]](#footnote-13)

Den hier von jüdischer Seite formulierten Monita an den Ostjuden steht jedoch auch die Erwähnung von Positiva gegenüber: der Hinweis auf den ausgeprägten Familiensinn der Ostjuden, auf die starke religiöse Ausrichtung des Familienlebens, die rührende „jüdische Frömmigkeit“, die „ergreifende Feierlichkeit jüdischer Religionsbräuche“, „strengstes Festhalten am Glauben ihrer Väter“ und – als Folge der Religiosität – „ständiges Lernen“, also intensives Studium der Thora. [[14]](#footnote-14)

 Die spezifische Religiosität der Ostjuden ist für die deutschen Juden letztendlich jedoch ein *trennendes* Element. Trude Maurer führt hierzu als Beleg ein Zitat aus der *Chronik der Juden in Chemnitz* an:

„Die Sitten und Gebräuche der Ostjuden waren den deutschen Juden befremdend. Besonders beim Gottesdienst hielten die Ostjuden an alter Tradition fest, die sich nicht mit dem ruhigen erhabenen und disziplinierten Zeremoniell in der großen Synagoge vereinbarte.“

In den Synagogen der deutschen Juden war vieles verboten, was im Ostjudentum Teil des Rituals war:

„das laute Küssen der Zizith (der sogenannten „Schaufäden“, die nach dem Religionsgesetz an den vier Ecken des Gewandes getragen werden sollen) und das Schaukeln während des Gebets, das Schreien, laute Mitbeten und Einhelfen […].“[[15]](#footnote-15)

Die Ostjuden lehnten ihrerseits den Gottesdienst des reformierten deutschen Judentums ab. Besondere Anstoßpunkte waren für sie die Orgelmusik, der Chorgesang der Gemeinde, die deutsche Predigt, die deutsche Gebetssprache und andere Bestandteile des reformierten Gottesdienstes.[[16]](#footnote-16) Als Konsequenz gründeten sie eigene religiöse Einrichtungen: Betgemeinschaften, Betsäle und Privatsynagogen.[[17]](#footnote-17)

Trude Mauerer kommentiert diese Entwicklung mit einem Hinweis auf die emotionale Bindung an den „vertrauten Ritus“:

„Daß die Ostjuden durch diese Betgemeinschaften zu einem beträchtlichen Teil unter sich blieben, entsprang nicht nur landsmannschaftlichen Zusammengehörigkeit untereinander und der sprachlichen wie kulturellen Verschiedenheit von den deutschen Juden, sondern auch dem Bedürfnis, den vertrauten Ritus zu wahren und der überwiegend orthodoxen Einstellung der Ostjuden (jedenfalls soweit sie religiös waren).“[[18]](#footnote-18)

Implizit ist die Trennung der Gebetsstätten jedoch Ausdruck eines Prozesses allmählicher Segregation. Die Entwicklung kulminiert in einer zunehmend abwertenden Beurteilung der „ostjüdischen Frömmigkeit“ durch die deutschen Juden. Trude Maurer greift hierzu eine Formulierung von Leo Baeck aus dem Jahr 1927 auf:

„Die Frömmigkeit der Ostjuden ist *Milieufrömmigkeit.“[[19]](#footnote-19)*

Ähnlich urteilt auch Hans Margolius, wobei bei ihm nicht die Religiosität im Zentrum steht, sondern das unter den Ostjuden dominierende Bekenntnis zum Zionismus. An die Stelle der religiös bzw. sozial motivierten Distanz tritt also von bestimmten Moment an die *politische* Distanz:

„Gewiß, die Frömmigkeit dieser ostjüdischen Ghettos, in irgendeiner Einzelheit genommen, ist *nicht mehr unsere* Frömmigkeit. Aber das *Ganze* ihrer Stimmung ist ohne Zweifel *ein Vaterland* unseres Glaubens, neben der Welt der Bibel und neben der Welt der deutschen Dichtung und Philosophie ein vornehmstes Stück des modernen deutschen Judentums. […] Aber allerdings! Die Welt des Ostjuden ist für uns kein rein religiöses Problem. Wo immer von Ostjuden die Rede ist, da taucht unvermittelt zugleich der Gedankenkomplex des *Zionismus* auf.“[[20]](#footnote-20)

Die Formulierung macht deutlich, dass sich inzwischen zwei getrennte Welten gegenüberstehen. Ein Dialog findet nicht statt. Dabei wäre dieser Dialog aus zahlreichen Gründen erforderlich gewesen. Die Ostjuden besaßen z.B. aufgrund ihrer sozio-kulturellen, geschichtlich geprägten Erfahrung einen klaren Blick für das Gewaltpotential, das der Antisemitismus einschloss. Die Rezeption dieser Erfahrungen wäre möglicherweise hilfreich gewesen, die Bedrohung durch den nationalsozialistischen Rassismus klarer und vor allem schneller zu erkennen.

**\***

Der Psychologe und Kulturhistoriker Peter Gay, in Berlin geboren und zusammen mit seinen Eltern 1939 in die USA emigriert,[[21]](#footnote-21) hat sich mit der Ausgrenzung der Ostjuden durch die „deutschen Juden“ intensiv beschäftigt.[[22]](#footnote-22) Der Begriff, den er dafür vorschlägt, lautet „selektiver Antisemitismus“. Gay spricht von einer „fast angeborenen Verachtung [der deutschen Juden] für den Juden aus Osteuropa“:

„Die psychologische Strategie dieses meist unbewußten Mechanismus ist einfach und erschütternd augenfällig: durch ihn sollten alle jüdischen Einwanderer aus dem Osten – Universitätsstudenten, Pferdehändler und Hausierer, Russen und Ukrainer, Litauer und Galizier – in eine einzige Form gepreßt und damit ein brauchbares Klischee geschaffen werden. Das erlaubte deutschen Juden, gemeinsam mit anderen Deutschen, die jüdischen Einwanderer zu verachten; nichts verbindet die Menschen schließlich mehr als ein gemeinsamer Feind. Darüber hinaus erfüllte ein jüdischer Antisemitismus noch eine andere Funktion im deutsch-jüdischen Zusammenleben: der Haß auf Außenseiter lenkt den Selbsthaß auf andere Ziele ab.“[[23]](#footnote-23)

Es ist eine freudianische Interpretation – „der Haß auf Außenseiter lenkt den Selbsthaß auf andere Ziele ab“ –, die Peter Gay als Erklärung dieses befremdlichen Sachverhalts zur Diskussion stellt. Für ihn ist der der „selektive Antisemitismus“ eine Projektion, eine antisemitische Stigmatisierung des „Fremden“. Angesichts der Ausgangssituation: der Tradition einer sich über Jahrhunderte hinziehenden generellen Stigmatisierung des „Juden“, ist die Deutung durchaus überzeugend.

Gay stützt sich bei seiner Argumentation sowohl auf das differente Erscheinungsbild der Ostjuden als auch auf differente Gebräuche und Gewohnheiten:

„Es verwundert daher nicht, daß viele deutsche Juden solchen Empfindungen keinen Widerstand entgegensetzten. Viele östliche Einwanderer unterschieden sich in der Tat sehr deutlich von den Juden, die von alters her in Deutschland ansässig waren. Sie unterschieden sich in der Sprache, in Gesten und Gewohnheiten, vielleicht sogar in ihrem Wertesystem. Ein selektiver Antisemitismus erschien also als gesellschaftlich richtig und politisch klug – eine gefährliche Verbindung. Die Geschichte hat bewiesen, daß diese Haltung nutzlos und unmoralisch war. Sie war schlimmer als ein Verbrechen, sie war ein grober Fehler, denn sie mißdeutete den Antisemitismus als eine verzerrte Antwort auf eine reale Ursache, statt ihn als das zu sehen, was er tatsächlich war, als eine reine Projektion, die sehr wenig, wenn überhaupt, etwas mit jüdischem Charakter oder Gebaren zu tun hat.“[[24]](#footnote-24)

Peter Gays Deutung schockiert im ersten Moment. Ihre Akzeptanz wird jedoch erleichtert, wenn Gay davon spricht, dass die Haltung „nutzlos und unmoralisch“ gewesen sei, zudem „schlimmer als ein Verbrechen“, weil sie den deutschen Juden den nüchternen Blick auf die eigentliche Ursache, den ständig anwachsenden Antisemitismus, verdeckte.

**Der Autor H. W. Katz**

An der Tatsache, dass die in Deutschland lebenden Ostjuden Außenseiter waren – und zwar nicht nur innerhalb der nichtjüdischen, sondern auch der *jüdischen Gesellschaft* –, ist kaum ein Zweifel möglich. Es war eine Rolle, die ihnen von der Umwelt zugeschrieben wurde. Dem Druck dieser Zuschreibung konnten sie sich nur schwer entziehen. Das betraf nicht nur Geschäftsleute, Handwerker und Arbeiter, sondern ebenso Schriftsteller und Künstler. Manche reagierten auf diese Bedrohung – wie z.B. Hermann Kesten – mit Camouflage,[[25]](#footnote-25) andere wie z.B. Alexander Granach, indem sie sich offensiv zu ihrem Judentum bekannten.

 Der aus Galizien stammende „Ostjude“ H. W. Katz, der im Mai 1933 aus Deutschland fliehen musste, hat in einer Rede, die er im November 1988 in der Frankfurter Paulskirche hielt, das Problem dieser doppelten Stigmatisierung auf höchst eindrucksvolle Weise thematisiert. Sein Ausgangspunkt sind die Zuschreibungen, denen ein Mensch, der in Galizien geboren wurde, unterworfen ist. Für Katz sind diese Zuschreibungen nicht bloß unangemessen – aus seiner Sicht fallen sie weit hinter das Erkenntnisniveau zurück, das in Europa seit der Aufklärung soziale und politische Norm ist:

„Dass ich geboren wurde, dass ich als Sohn jüdischer Eltern zur Welt kam, wurde weder von mir entschieden, noch war es ein Akt Gottes. Montesquieu sagte: ‚Je suis homme avant d’être Français, je ne suis Français que par hasard…‘ Ich kann sagen: ‚Ich bin ein Mensch, bevor ich Jude bin, ich bin nur zufällig ein Jude…‘ Auf jeden Fall kann ich annehmen, dass meine Geburt nicht im Himmel geplant wurde.“[[26]](#footnote-26)

Mit den Worten Montesquieus erklärt Katz die Nationalität zu einem *kontingenten* Faktum, ebenso die Tatsache, dass jemand *als Kind jüdischer Eltern* zur Welt kommt. *Unmissverständlich aber bekennt er sich zu seinem Judentum*. Er macht – durch den Hinweis, dass seine Geburt „nicht im Himmel geplant wurde“, implizit auf die Belastungen aufmerksam, die mit dieser Identität *und mit dem Geburtsort* verknüpft sind. In Galizien werden jedoch nicht nur die Juden verfolgt.[[27]](#footnote-27) Vorab aber reklamiert er für sich das Recht, *als ein Mensch wie jeder andere gesehen zu werden*. Er beruft sich dabei auf ein Grundprinzip der Aufklärung: auf die säkulare, nicht *religiöse* Bestimmung der Existenz.[[28]](#footnote-28) – Sein Freund Hermann Kesten verhielt sich hinsichtlich des Geburtsortes anders als Katz, argumentierte aber im Übrigen in der gleichen Weise: *An der Tatsache, dass er Jude war, ließ auch er keinen Zweifel aufkommen*. In Bezug auf die Religionszugehörigkeit verweigerte er jedoch jede Aussage: Er beanspruchte für sich die Freiheit, seine Person in säkularer Form zu definieren und daher die Frage nach der Religionszugehörigkeit zurückzuweisen.[[29]](#footnote-29)

In der anschließenden Passage seiner Rede geht Katz auf die Differenzierung zwischen ‚politischer‘ und ‚jüdischer‘ Emigration ein. Der Ansatzpunkt ist auch hier ein biografisches Detail:

„Ich war 1933 ein junger Journalist, der Artikel gegen Nazis geschrieben hatte. Das war damals genug, um gefährdet zu sein.Es war 1933 lebensgefährlich beides zu sein *–* ein Journalis*t und* *Jude*. Es war aber auchlebensgefährlich *für nichtjüdische Journalisten, die Antinazis waren*. Es war lebensgefährlich *für alle*, die von den Nazis als *Opfer ihrer Verfolgung und ihres Hasses* auserwählt wurden.“ (Hervorhebung – F.T.)

Katz unterscheidet *nicht* zwischen rassistisch oder politisch motivierter Verfolgung. Jeder, ob Jude oder Nichtjude, ist*, sofern er Gegner des Nationalsozialismus* ist, von Verfolgung bedroht. Ein *jüdischer* Gegner ist jedoch in *doppelter* Weise gefährdet: als Jude *und als Antinazi.* Angesichts dieses Faktums wird für Katz Widerstand zum ethischen Postulat. Nur: Es ist die Entscheidung jedes Einzelnen, ob er gewillt – *und fähig* – ist, Widerstand zu leisten. Implizit heißt das: Außenstehende – und das wären dann auch die Exilforscher – sind nicht berechtigt, eine Kategorisierung in eine „politische“ und eine „unpolitische“ Emigration vorzunehmen.

Katz hebt in seiner Rede hervor, dass er in einem kleinen galizischen Dorf geboren sei, dass aber auch andere, prominente Persönlichkeiten der europäischen Kultur, wie er in galizischen Dörfern geboren wurden. Es ist also nicht der Ort der Geburt, der einen Menschen prägt, sondern die Persönlichkeit, die Leistung:

„50 km von dem Dorf [entfernt] wurde Joseph Roth geboren. 30 km von meinem Dorf kam die berühmte Schauspielerin Elisabeth Bergner zur Welt. Und ganz in der Nähe der Schauspieler Alexander Granach …“.

Katz setzt die Aufzählung fort, indem er weitere Beispiele anführt:

„Und für Karl Emil Franzos, Manès Sperber, Joseph Wittlin, Bruno Schulz, Joseph Bornstein, Helene Deutsch, Soma Morgenstern, Willi Schlamm u.a. war *Galizien* Geburtsland, aber sie lebten einst in Deutschland …“

Er bekräftigt anschließend diese Aussage ein weiteres Mal, aber differenziert sie zugleich:

„Galizien ist mein Geburtsland – *nicht meine Heimat*.“[[30]](#footnote-30)

Weder Deutschland noch Galizien versteht Katz als seine „Heimat“, denn sowohl aus Galizien als auch aus Deutschland wurden die Juden vertrieben. „Heimat“ definiert Katz in folgender Form:

„Ich will Ihnen sagen, was Heimat für *mich* ist. – Das Haus, in dem man mich leben lässt. – Die Straße, in der man mich leben lässt. – Die Stadt, in der man mich leben lässt. – Das Land, in dem man mich als Gleichberechtigten leben lässt“.

Auch das ist eine Bestimmung, die sich an den Menschenrechten orientiert, wie sie die Französische Revolution formuliert hat. Seine „Heimat“ ist für Katz Amerika, sein Zufluchtsland.

Aufschlussreich ist ein Blick auf den Lebensweg. Mit 15 Jahren, nach dem Tod der Mutter und der Wiederheirat des Vaters mit einer orthodoxen Frau, verlässt Katz seine Familie. Er wird entscheidend geprägt durch die Sozialdemokratie, insbesondere durch eines ihrer Schulungszentren, die Heimvolkshochschule Tinz und die dortigen Lehrer Otto Jenssen und Alfred Braunthal.[[31]](#footnote-31) 1925 beginnt er – zunächst unter Pseudonym – in verschiedenen Regionalzeitungen zu publizieren; 1933 wird er jüngster Redakteur der *Welt am Montag* in Berlin. Im März 1933 wird die Redaktion von der SA überfallen; Katz entgeht nur aufgrund eines Zufalls der Verhaftung. Er emigriert nach Frankreich, schlägt sich in Lyon als Gläserspüler durch; nebenbei schreibt er seinen ersten Roman: *Die Fischmanns*.[[32]](#footnote-32)

Katz teilt in Lyon das Schicksal all derjenigen, die weder eine Arbeitsberechtigung besitzen noch sich auf eine hinreichende Unterstützung durch Hilfskomitees verlassen können. Trotzdem spricht Katz in Bezug auf diesen Aufenthalt in Lyon von einem „Glück“, da es ihm hier möglich wurde, auch ohne Arbeitserlaubnis Arbeit zu finden und gleichzeitig einen Roman zu schreiben:

„Mein Glück hielt an. Ich fand sogar Arbeit, ohne Arbeitserlaubnis.

Der Besitzer eines Restaurants in der Nähe des Gare Brotteau konnte sich erlauben, Ausländer ohne Arbeitserlaubnis zu beschäftigen. Die Bahnhofspolizei besuchte sein Etablissement zwar jeden Tag, aber nicht um die Ausweise der Angestellten zu kontrollieren. Das Restaurant servierte jedem Polizisten kostenlos Mahlzeiten und reichlich Getränke. Aus diesem Grunde wollte die Polizei nichts sehen, nichts hören, nichts fragen. Da das Restaurant keinen Franzosen fand, der bereit war, samstags und sonntags zehn Stunden lang an jedem der beiden Tage als Gläserspüler zuarbeiten, für zehn Francs und drei Mahlzeiten pro Tag, informierte der Restaurateur das Komitee der Liga [der Liga für Menschenrechte], er wolle etwas für Flüchtlinge tun.

So wurde ich Spüler.

[…] Meine Hände gewöhnten sich an die Kanten der Gläser und das seifige Spülwasser, das nach Bier, Wein und anderen alkoholischen Getränken stank.

Samstags und sonntags aß ich mich voll, auf Vorrat. Von Montag bis Freitag konnte ich mir täglich nur eine Mahlzeit erlauben, ein Mittagsessen, in der Heilsarmee. Das kostete einen Franc. Es war schwer, mit einer Mahlzeit durchzuhalten. Aber mein Magen und mein Kopf gewöhnten sich daran.“[[33]](#footnote-33)

Katz versteht sich nicht als Einzelfall. Wenn er trotzdem von seinem „Glück“ spricht, dann deshalb, weil es ihm offensichtlich gelang, diese Extremsituation psychisch zu überstehen. In Lyon traf er außerdem seine spätere Frau Friedel Krämer, eine jüdische Studentin aus Heilbronn.

Der Roman *Die Fischmanns*, der in dieser Zeit entsteht,wird 1937 mit dem Heinrich-Heine-Preis des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller im Exil ausgezeichnet. Der Text erregt aber auch Anstoß, weil sein Thema das Leben der Juden in Galizien, im Schtetl, ist.[[34]](#footnote-34) Anna Seghers, die Gutachterin ist, lobt die literarische Qualität; über das „jüdische Thema“ äußerte sie jedoch Befremden.[[35]](#footnote-35) – 1936 heiraten Katz und Friedel Krämer. 1938 wird ihre Tochter Eve geboren. 1939 beendet Katz seinen zweiten Roman *Schloßgasse 21.* Er erscheint 1940 in englischer Übersetzung in New York und 1942 in London, in deutscher Sprache jedoch erst 1986 – als Taschenbuch.[[36]](#footnote-36)

Katz war Zeit seines Lebens überzeugter Pazifist. Trotzdem meldete er sich bei Kriegsausbruch freiwillig zur Armee, zur Légion Étrangère, um gegen Hitler zu kämpfen: gegen den „um sich greifenden Nazi-Krebs“. Aufgrund dieses Entschlusses gingen, wie er berichtet, Freundschaften in die Brüche.[[37]](#footnote-37) Seine Einheit, das 12. Regiment, nahm an der Schlacht von Soissons teil. Katz wurde mit der Croix de Guerre ausgezeichnet. Von den 3000 Angehörigen des Regiments überlebten 268. Im Rückblick urteilte er über diese Zeit: „Ich hasste jede Minute meines militärischen Lebens. Ich hasste die Nazis, die mich zwangen zu hassen.“ – 1941 flüchten Katz und seine Frau mit ihrer jetzt zweijährigen Tochter von Marseille aus über die Pyrenäen nach Madrid und weiter nach Lissabon. Im April 1941 treffen sie in New York ein. Katz findet eine Anstellung in einer Maschinenfabrik: zuerst als einfacher Arbeiter, als Dreher, dann als Vorarbeiter. Er beendet seine berufliche Tätigkeit als leitender Angestellter eines großen Versorgungsunternehmens. Henry William Katz starb 1992.

**H. W. Katz: *Schlossgasse 21***

Von der Konzeption her handelt es sich bei *Schloßgasse 21* umeine Sozialreportage über das Leben der Ostjuden in einer deutschen Kleinstadt und den Aufstieg der NSDAP. Im Zentrum steht die Familie Fischmann, die es – aus Galizien stammend – bei Beginn des Ersten Weltkrieges hierher verschlagen hat.[[38]](#footnote-38) Der Vater steht an der Front; die Mutter stirbt. Die Betreuung der beiden alleinstehenden Kinder übernimmt Dwore Weiß, eine ostjüdische Nachbarin. Jakob, der älteste Sohn, aus dessen Perspektive das Geschehen über weite Passagen erzählt wird, ist zu dieser Zeit neun Jahre alt. Als der Vater aus dem Krieg zu seinen Kindern zurückkehrt, versucht er, in dieser Stadt ein neues Leben zu beginnen. – Die Leitlinie, der der Roman folgt, ist die Hausgemeinschaft, in der die Familie Fischmann lebt: eine Schar skurriler, zum Teil bösartiger, zum Teil aber auch liebenswerter Personen. Es ist eine neue Welt, mit die beiden Kinder konfrontiert werden. Ohne sich um Anfeindungen und Diskriminierungen sonderlich zu kümmern, nehmen sie von dieser Welt Besitz.

Ein zentrales Thema des Romans ist der traditionelle Antisemitismus, der in dieser Kleinstadt herrscht. Er macht sich nahezu überall bemerkbar, am deutlichsten jedoch in der Schule.

Die wilhelminische Schule, eine traditionell autoritäre und zugleich auch antisemitische Institution, fungiert hier als Spiegel der gesellschaftlichen Situation. Die Schule trennt die Schüler nach der Religionszugehörigkeit und dem sozialem Status der Eltern. Dies vollzieht sich durch einen entsprechenden Eintrag im Klassenbuch zu Beginn eines neuen Schuljahres, einen Vorgang, der sich in aller Öffentlichkeit vollzieht. Die Schilderung einer solchen Szene bildet eine der eindrucksvollsten Passagen des Romans:

„Ein neues Klassenbuch wurde eingerichtet. Jeder mußte seinen Namen, den Namen seines Vaters, den Geburtsort und das Geburtsdatum angeben. Zuerst kamen die Protestanten der Klasse dran, dann die paar Katholiken, zuletzt die drei Juden.

‚Wie heißt du?‘

‚Benno Nadel.‘

‚Wie heißt dein Vater?‘

‚M. Nadel.‘

‚Also Moses Nadel‘, grinste Professor Opel überlegen. Er steckte seine Daumen in die Ärmelausschnitte der Weste und näselte: ‚Benno heißt der Sohn und Moses heißt der Vater.‘

Die Klasse brüllte, lachte, klatschte in die Hände. Nur die drei Juden waren still.

‚Nein‘, sagte der krummgewachsene Benno und biß sich auf die vorspringende Unterlippe. ‚Er heißt M. Nadel.‘

‚Vielleicht heißt M bei euch Isidor, mein Bennoleben?‘

Die Klasse konnte nicht mehr. Einige stöhnten vor Lachen.“[[39]](#footnote-39)

Benno, gedemütigt, bricht daraufhin in Tränen aus. Dies stimuliert den Lehrer nur zu neuer Hänselei:

„‚Ein schöner Schlappschwanz biste, mein Bennoleben‘, sagte Professor Opel mit falscher Zärtlichkeit und ging auf ihn zu. Er strich ihm vorsichtig, ganz vorsichtig, übers Haar. ‚Was hast du doch für schöne schwarze Locken! Und da weinst du noch? Aber nein!‘“[[40]](#footnote-40)

Die Komödie falschen Mitleids mündet in ein Wechselspiel ein zwischen dem Lehrer und der Klasse, die durch besondere Emphase den Antisemitismus des Lehrers noch übertreffen will:

„‚Na, setz dich, Bennochen. Gibt es noch einen Juden in der Klasse?‘

‚Zwei!‘ schrien alle und zeigten auf Heinz Levy und auf mich.“

Jakob Fischmann ist das nächste Opfer. Der Klassenlehrer ist bestrebt, Jacob noch nachhaltiger zu demütigen als Benno Nagel. Er verlangt von Jacob eine Antwort auf die Frage, mit welchen Produkten Jacobs Vater, der „Ostjude“ und „Kaufmann“, Handel treibt. Doch Jacob schweigt konsequent. Er verweigert die Antwort. Ihm steht klar vor Augen, dass das Ziel, das der Lehrer verfolgt, nichts anderes als die öffentliche Demütigung des „Juden“ Fischmann ist:

„Ich blickte in sein feistes Gesicht. Ich las darin die ganze selbstgefällige Zufriedenheit eines Mannes, der sich etwas drauf einbildete, nicht als Jude geboren zu sein, der sich was drauf einbildete, zur Mehrheit der Nichtjuden zu gehören …“[[41]](#footnote-41)

Bei dem dritten Juden in der Klasse, bei Heinz Levy, scheint sich das Spiel zu wiederholen. Doch diesmal endet die Befragung mit einer Niederlage – nicht für den Schüler, sondern für den Lehrer. Der Schüler übernimmt bei diesem Kräftemessen zweier ungleicher Partner die aktive Rolle. Schon zu Beginn der Befragung hatte er gesagt, dass sein Vater im Krieg gefallen sei, also auf den Patriotismus der Juden verwiesen, die als deutsche Staatsbürger für den Kaiser und das Vaterland in den Krieg gezogen waren. Nun besteht er darauf, dass er dem Lehrer – wie von den übrigen jüdischen Mitschülern gefordert – auch den Vornamen seines Vaters nennt. Damit hält er dem Lehrer den ihn entlarvenden Spiegel vor das Gesicht:

„‚Ich wollte nur noch den Namen meines gefallenen Vaters angeben. Er hieß weder Moses noch Joseph. Er hieß auch nicht Abraham. Er hieß Ernst Levy, er hieß Ernst – *genau wie Sie, Herr Professor. Aber er ist fürs Vaterland gefallen*.‘

Und damit erst setzte sich Heinz Levy, der dritte Jude der Klasse.“[[42]](#footnote-42)

Überzeugender als in dieser Dialogpassage kann das Unrecht öffentlicher Demütigungen der Juden kaum dargestellt werden.

Charakteristisch für das Genre der Sozialreportage ist die analytische Betrachtungsweise: der Blick auf die sozialen, kulturellen, mentalen, also nicht nur auf die religiös bestimmten Differenzmerkmale, die die Minorität von der Majorität bzw. die kleine ostjüdische Minorität von der zahlenmäßig größeren, den ‚deutschen Juden‘, unterscheiden.[[43]](#footnote-43)

Katz thematisiert diesen Problemkomplex am Beispiel der Erwartungen, die Jacobs Vater mit der Entscheidung verbindet, nach der Entlassung aus der österreichischen Armee in Deutschland die neue Heimat zu suchen. Deutschland ist für Ostjuden „das Land ihrer Träume“. Jossele Fischmann verdrängt deshalb die Tatsache, dass Deutschland soeben den Krieg verloren hat, Ein- und Umsiedler hier also keineswegs willkommen sind:

„Und nun fuhr er nach Deutschland. Er fuhr in das Land der großen Illusionen vieler Ostjuden. Daß er in ein Deutschland fuhr, das soeben einen vierjährigen Krieg verloren hatte und wahrscheinlich anders aussah als das erträumte Deutschland von vor 1914 – dieser Gedanke kam ihm nicht in den Sinn. […] Er war von frühester Kindheit an nur mit der Methode vertraut gemacht worden, über das Schicksal eines Volkes nachzudenken – über das des jüdischen Volkes. Aber auch an das jüdische Volk dachte er jetzt nicht. Er dachte nur an sich, an Jossel Fischmann, und an seine Kinder.“[[44]](#footnote-44)

Was ihn bestimmt, ist der Gedanke an die Zukunft seiner Kinder. Um dieses Ziel zu erreichen, muss er sich zuvor selber bemühen, ein „Deutscher“ zu werden:

„Er wollte seinen Kindern und sich ‚eine Zukunft‘ aufbauen. Ostjuden, die in ihren Ländern, die nicht ihre Länder waren, ein hoffnungsloses Leben führten, hatten Übung, von der ‚Zukunft‘ zu träumen. Und sie sahen sie dann unweigerlich westlich der Weichsel und der Karpaten, in einem fremden Land, mit Vorliebe in Deutschland. […] Dieses ferne Land hatte, von Strody aus gesehen, die Verlockung eines irdischen und zivilisierten Paradieses angenommen. Allerdings wußte jeder, daß man sich in Deutschland bemühen mußte, Deutscher zu werden; man konnte dort nicht Galizianer bleiben. Jossel Fischmann beschloß jetzt bei sich, einen feinen Kompromiß mit dem ihn erwartenden Deutschland zu schließen: er wollte dort ein Deutscher werden – aber trotzdem ein guter Jude bleiben. Also ein ‚deutscher Jude‘, wie er sich einen deutschen Juden eben vorstellte.“[[45]](#footnote-45)

Jossel Fischmann scheitert jedoch bereits bei dem Versuch, sich in der Kleidung der neuen Umgebung anzupassen:

„Er hatte sich eingebildet, wenn er statt eines Velourshutes einen Filzhut tragen würde, so müßte ihn jedermann für einen Deutschen halten. Doch setzte er den Filzhut so auf, wie kein Deutscher einen Hut aufsetzt. Seinen Mantel schloß er meist nur mit dem obersten Knopf, an die unteren drei Knöpfe und Knopflöcher dachte er gar nicht. So sah bald jeder deutsche Mantel, den er trug, wie ein galizischer Kaftan aus.“[[46]](#footnote-46)

Eine entscheidende Demütigung erlebt Jossel Fischmann jedoch, als er nach vier Jahren seine Kinder wiedersieht. Als er sie auf Jiddisch anspricht, antworten sie auf Deutsch.[[47]](#footnote-47) Während der Vater jedoch nur erstaunt und verunsichert ist, ist der Sohn befremdet. Für ihn wird der Vater plötzlich aller Autorität entkleidet:

„Es gefiel mir aber gar nicht, daß Vater nur jiddisch sprach. Wenn einer jiddisch sprach, machten die Nichtjuden Witze, und ich wollte nicht, daß man über Vater Witze machte.“[[48]](#footnote-48)

Der Vater versucht, sich den veränderten Gegebenheiten anzupassen und sich wenn nicht in einen „Deutschen“, so doch zumindest in einen „deutschen Juden“ zu verwandeln. Aber auch dieser Versuch misslingt. In einer Frage möchte sich der Vater jedoch durchsetzen. Er besteht darauf, dass seine Söhne am Sabbat, am „Schabbes“, nicht zur Schule gehen. Doch die Kinder weigern sich.

Die Reaktion des ältesten Sohnes ist eindeutig. Er beschließt, fortan konsequent seinen eigenen Weg zu gehen. Eine Rückkehr zum Judentum liegt für ihn außerhalb jeder Vorstellung:

„Ich legte einen heiligen Schwur ab. Diesen Schwur wollte ich immer halten. Dies schwor ich: Ich werde nie eine andere Sprache als Deutsch sprechen!“[[49]](#footnote-49)

Hier zeichnet sich eine deutliche Konfliktlinie innerhalb der ostjüdischen Gruppierung ab: Während die ältere Generation in Sprache und sozialer Orientierung noch traditionellen Vorstellungen verhaftet ist, ist bei der jüngeren Generation der Prozesse der Anpassung an die Umgebung bereits weit vorangeschritten. Der Generationenkonflikt wird somit zum Gruppenkonflikt.

Zur Jossele Fischmanns völliger Desorientierung trägt ein Besuch beim örtlichen Rabbiner bei, eine Gepflogenheit, die für Ostjuden selbstverständlich ist. Die Nachbarin hatte Fischmann zuvor noch eingeschärft, den Rabbiner unter allen Umständen mit „Herr Doktor Rabbiner“ anzusprechen. Fischmann wird an der Wohnung des Rabbiners jedoch abgewiesen. Das geschieht für ihn völlig unerwartet, denn in Galizien besuchte man den Rabbiner selbstverständlich in seiner Privatwohnung. In der Synagoge, einem mächtigen, majestätischen Bau, einem „Palast“, findet ihn Fischmann ebenso wenig. Noch mehr ist Jossel Fischmann jedoch darüber erstaunt, dass in der Synagoge nur elf Männer versammelt sind. Selbstverständlich war er davon ausgegangen, dass die Synagoge zum Gebet gefüllt sei. Der Vorbeter möchte ihm Geld für die Weiterfahrt in die Hand drücken, ihn also abschieben. Das Geld lehnt Jossel Fischmann ab.

Als Jossele Fischmann den Rabbiner endlich sprechen kann, ist auch der erstaunt, dass Fischmann nicht nach Galizien zurückkehren will:

„Der Krieg sei doch zu Ende, die Kinder würden in seiner Heimat auch wieder heimisch werden und wieder schnell jiddisch und polnisch lernen. Also warum nicht?“

An Jossele Fischmanns Antwort wird erkennbar, dass sich hier zwei völlig unterschiedliche Erfahrungswelten gegenüberstehen:

„Verlegen versuchte Jossel Fischmann zu erklären, daß es Länder gebe, aus denen ein Jude zwar auswandere, aber in die er nie freiwillig zurückgehe.“[[50]](#footnote-50)

Diesem Argument ist der Rabbiner nicht zugänglich, er befürchtet „Überfremdung“: Es gäbe in der Stadt ja bereits 30 ostjüdische Familien. Nicht alle galizianischen Juden könnten aufgenommen werden. – Die Kluft zwischen ‚deutschen Juden‘ und Ostjuden ist offensichtlich unüberbrückbar. Ein ‚deutscher Jude‘ betritt nicht die Wohnung eines Ostjuden; man spricht nicht miteinander, man kennt sich nicht. Nicht einmal der Kultus ist ein verbindendes Element.[[51]](#footnote-51) Den Ostjuden ist die deutsche Synagoge fremd, denn hier wird bei Orgelmusik gebetet: für sie ein unerhörter Verstoß gegen die Tradition. Sie haben vielmehr eine eigene Gebetsstätte, eine ehemalige Kegelbahn.[[52]](#footnote-52) Dieses Bethaus – die „Schul“ – ist ihre eigentliche Heimat.[[53]](#footnote-53)

 Wie werden die Ostjuden dargestellt? Sie treten als eine Gruppe verunsicherter, schüchterner Individuen in Erscheinung, die verzweifelt darum kämpfen, für ihre Familien den Lebensunterhalt zu verdienen. Sie sind bemüht, sich ihrer Umwelt anzupassen, obwohl das ständig zu grotesken Missverständnissen führt. Im Sommer kommt man abends mit den anderen Ostjuden im Stadtpark zusammen, um Neuigkeiten auszutauschen: um zu hören, was sich „zu Hause“, im „Schtetl“, ereignet hat:

„Sie [die Ostjuden] konnten weder ihre Heimat, den Osten Europas, noch das Geschichtenerzählen und das Geschichtenanhören vergessen.

Dieser mündliche Austausch ist wichtig. Durch ihn konstituiert sich die Gemeinschaft. Für die Kinder ist diese Gemeinschaft jedoch eine fremde Welt

„Ihre Kinder interessierten sich leider nicht für den Osten. […] Sie hatten es schwer mit ihren Kindern, die nicht einmal antworteten, wenn die Eltern ‚Jankel‘, ‚Duvtsche‘, ‚Gittel‘ oder ‚Channekind‘ riefen. Das Herz konnten sich die ostjüdischen Eltern aus dem Leibe schreien, aber die Kinder antworteten nur, wenn man sie bei ihrem deutschen Namen rief.“[[54]](#footnote-54)

Die Elterngeneration hält konsequent an den Bräuchen fest. Sie sind für die Identität der Gruppe wichtig. In der Woche kann es sein, dass gehungert wird, aber am Sederabend wird der Tisch feierlich gedeckt:

„Jeden Freitagabend gibt es bei Juden eine Festtafel. Die Hausfrau entzündet weiße Kerzen in silbernen Leuchtern. Der Hausherr spricht für die ganze Familie einen Segensspruch über den Tischwein und über die frischgebackenen ‚Schabbesberches‘. Jedem Tischgenossen reicht er dann den Becher zum Trunk und ein Stück Berches.“[[55]](#footnote-55)

Selbst die Ärmsten pflegen die traditionelle Mildtätigkeit. Auch wenn die Gabe nur symbolisch ist – ein Bettler wird nicht abgewiesen. Religiosität und Mildtätigkeit sind konstitutive Elemente der Gruppe.

 Katz operiert häufig mit Kontrastebenen, z.B. mit dem Mittel eines situationsbezogenen Missverständnisses. Die dadurch entstehenden komischen Effekte zeigen klar, weshalb ‚Juden‘ und ‚Deutsche‘ sich mitunter nicht verstehen. Die Konflikte weisen jedoch auch einen Weg auf, wie Missverständnisse und Fehleinschätzungen unter Umständen zu überwinden sind.

Charakteristisch für das Verfahren ist die Schilderung eines vermeintlichen Streitfalls. Die Akteure sind zwei an sich gut miteinander verkehrende Nachbarinnen und Hausfrauen: eine joviale deutsche Hebamme und die ostjüdische Pflegemutter der Fischmann-Kinder Dwore Weiß. – Der Ausgangspunkt des Konfliktes ist eine falsche Erwartung, als die Hebamme unverhofft an Frau Weiß mit den Worten: „Ich habe eine Bitte“, herantritt. Die jüdische Hausfrau Dwore Weiß befürchtet intuitiv, ihre deutsche Nachbarin könne einen Kochtopf von ihr borgen wollen. Frau Weiß kocht aber koscher. Ohne dass sie schon erfahren hat, um was sie von der Nachbarin gebeten wird, ist Dwore Weiß sich also bereits sicher, dass sie die Bitte mit aller Entschiedenheit abschlagen muss – und dies, obwohl sie mit ihrer Nachbarin auf gutem Fuß steht.

Es ist ein ‚interkultureller Konflikt‘, der sich hier abspielt, und zugleich ein Modell, wie derartige Konflikte sich auch wieder lösen, sofern die Beteiligten Vertrauen zu einander haben und bereit sind, auch zur Kenntnis zu nehmen, aus welchen Gründen es zu dem vermeintlichen Konflikt gekommen ist:

„Eines Tages kam die Hebamme und sagte: ‚Ich habe eine Bitte, Frau Weiß.‘

Frau Weiß wurde ganz aufgeregt. Sie warf ihren Töpfen einen entgeisterten Blick zu. ‚Sie werden doch nicht einen Topf von mir wollen! Ich bin doch koscher!‘

Die dicke Hebamme lachte Tränen. ‚Nun sagen Sie mir mal ganz offen, ob Sie mir wirklich keinen Topf geben würden, wenn ich einen haben wollte?‘

‚Wie kann ich Ihnen denn einen Topf geben, wo Sie sich darin Schweinefleisch kochen‘, murmelte Frau Weiß.

‚Da brauchen Sie keine Angst zu haben‘, beruhigte sie die Hebamme. ‚Wie Schweinefleisch schmeckt, habe ich schon längst vergessen. Bei mir gibt es jeden Tag immer nur geschnittene Rüben mit Wasser.‘

Frau Weiß wand sich verzweifelt. ‚Auch ohne Schweinefleisch geht es nicht. Wenn Sie Ihren Löffel nehmen und dann in meinem koscheren Topf herumrühren und früher vor dem Krieg haben Sie mit dem gleichen Löffel eine Schweinefleischsuppe gegessen …‘

‚Seit dem Krieg habe ich meine Löffel schon mal saubergemacht‘, regte sich die Hebamme auf. ‚Meinen Sie, daß ich meine Löffel zwei Jahre lang dreckig liegen lassen?‘

‚Gottbehüte!‘ schrie Frau Weiß auf. ‚Sie wissen doch, daß ich Sie gern habe! Aber einen Topf kann ich Ihnen trotzdem nicht geben. Es ist mir verboten.‘

‚Wer hat Ihnen das verboten?‘ wollte die Hebamme wissen und spielte großartig die Beleidigte.

‚Gott‘, gestand Frau Weiß und errötete.

‚Da ist freilich nichts zu machen‘, gab die Hebamme ernst zu. Dann platzte sie heraus. ‚Ich will ja gar keinen Topf! Ich will, daß der Jakob mit mir hamstern geht!‘

‚Was sind Sie doch für eine gute Person‘, atmete Frau Weiß erlöst auf und sah ihre geretteten Töpfe froh an. ‚Wann wollen Sie gehen?‘“[[56]](#footnote-56)

Die Intention der Szene ist nicht falsch zu verstehen. Nicht die Religion definiert den Menschen, sondern seine Persönlichkeit: seine Fähigkeit zu Toleranz; seine Begabung für Selbstironie und Humor.

Die ostjüdische Hausfrau Dwore Weiß ist in diesem Sinne die heimliche Heldin des Romans. Sie vertritt noch den traditionellen jüdischen Wertekanon, der unter den „deutschen Juden“ in Vergessenheit geraten ist: Religiosität, die Fürsorge für die Schwachen, Demut und Bescheidenheit.

 Bei allem Humor, trotz der grotesken Zuspitzung des satirischen Effekts, wenn Kleinbürger unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlicher Religion aufeinandertreffen, liegt über großen Teilen des dargestellten Geschehens von Anfang an ein Moment bitterer Trauer. Der Grund ist, dass dem Leser von Beginn an durch eine Vielzahl von Vorausdeutungen vor Augen steht, dass die Erwartungen falsch sind, die dargestellten Konflikte würden sich beim Übergang zur nächsten Generation wenn nicht lösen, so doch mildern. H. W. Katz lässt an der kommenden Entwicklung keinen Zweifel aufkommen:

„Was ist später aus den Kindern von 1918 geworden?

Heinz Levy wurde von den Nazis in den Selbstmord getrieben.

Paul Wolf wanderte als Arzt nach Nordamerika aus.

Mein Bruder Hermann lebt als Orangenpflücker in einer palästinensischen Arbeitersiedlung.

Xaver Wunder ist Aufseher in jenem Konzentrationslager geworden, in das Benno Nadel eingeliefert wurde. Drei Wochen später war Benno tot.

Und was wurde aus Anna? Und was aus mir …?“[[57]](#footnote-57)

Der Roman endet damit, dass Jacob Fischmann am 2. April 1933, also nach dem „Judenboykotttag“, die deutsche Grenze bei Lörrach überschreitet.

1. Trude Maurer: *Ostjuden in Deutschland 1918 – 1933.* Hamburg 1986. [↑](#footnote-ref-1)
2. Trude Maurer: *Ostjuden*, S. 136. [↑](#footnote-ref-2)
3. Ebd., S. 137. Der Beitrag erschien im sozialdemokratischen Parteiorgan, im *Vorwärts*. Vor seiner Tätigkeit in Breslau war Eugen Ernst Polizeipräsident in Berlin gewesen. [↑](#footnote-ref-3)
4. Rede von Kurt Alexander auf der Hauptversammlung des C.V. im Mai 1920 (Maurer, S. 137). [↑](#footnote-ref-4)
5. Ebd., S. 138. [↑](#footnote-ref-5)
6. Vgl. Trude Maurer: *Ostjuden*, S. 140 ff. [↑](#footnote-ref-6)
7. „Das vollständige Fehlen jedweden Empfindens für Reinlichkeit, Körperpflege und Hygiene ist die Signatur der Ostjuden.“ Zitat bei Trude Maurer, a.a.O., S. 110. [↑](#footnote-ref-7)
8. Zitat bei Trude Maurer, S. 110 (aus der sozialdemokratischen *Neuen Zeit*). [↑](#footnote-ref-8)
9. Ebd. [↑](#footnote-ref-9)
10. In der autobiografischen Literatur gibt es zahlreiche Belege dafür, dass der Gebrauch spezifisch jüdischer Vokabeln wie „Nebbich“ oder „Chuzpe“ auch innerhalb der Familie streng verpönt war und die Kinder entsprechend getadelt wurden. Das war „Jargon“. Der Gebrauch des „Jargons“ war untersagt. [↑](#footnote-ref-10)
11. Trude Maurer, S. 126. [↑](#footnote-ref-11)
12. S. 737 (1925 in *Hakoah)*. [↑](#footnote-ref-12)
13. S. 598. [↑](#footnote-ref-13)
14. So zeitgenössische Äußerungen, zitiert bei Trude Maurer, S. 121 f. [↑](#footnote-ref-14)
15. S. 605. [↑](#footnote-ref-15)
16. S. 597. [↑](#footnote-ref-16)
17. S. 590. [↑](#footnote-ref-17)
18. S. 592. [↑](#footnote-ref-18)
19. S. 748. [↑](#footnote-ref-19)
20. S. 748. [↑](#footnote-ref-20)
21. Zur Biografie vgl. Peter Gay: *Meine deutsche Frage.* Jugend in Berlin 1933 – 1939. München 1999. [↑](#footnote-ref-21)
22. Peter Gay: *Freud, Juden und andere Deutsche.* Herrn und Opfer in der modernen Kultur. München 1989. [↑](#footnote-ref-22)
23. Peter Gay: *Freud,* a.a.O., S. 172. [↑](#footnote-ref-23)
24. A.a.O., S. 173. [↑](#footnote-ref-24)
25. Hermann Kesten erweckte den Anschein, dass er in Nürnberg geboren sei. In fast allen Lexika wird noch immer Nürnberg als Kestens Geburtsort genannt. Tatsächlich wurde er am 28. Januar 1900 als zweites Kind einer fünfköpfigen ostjüdischen Kaufmannsfamilie in Podwoloczyska/Galizien geboren. Erst 1904 zog die Familie nach Nürnberg.– Zu den Personaldokumenten von Kesten vgl. Frank Berninger: Nachwort, S. 409. In: Franz Schoeberner – Hermann Kesten: *Briefwechsel im Exil 1933-1945*. Hrsg. von Frank Berninger. Göttingen 2008. [↑](#footnote-ref-25)
26. H. W. Katz: Warum ich in den USA geblieben bin. In: *Exil* 2006, H. 2, S. 14 – 22, hier S. 14. [↑](#footnote-ref-26)
27. In *Die* *Fischmanns*, Katz‘ erstem Roman, sagt der Ich-Erzähler: „Ich habe oft und lange darüber nachgedacht, ob mein Leben eine andere Wendung genommen hätte, wenn mein Geburtsort nicht Strody gewesen wäre. Heute glaube ich, dass es ganz gleich ist, wo ich, der Jude, zur Welt kam. Dass ich als Jude geboren wurde, war bestimmender für mein Leben. Denn man verfolgt nicht nur die Juden aus Strody.“ – H. W. Katz: *Die Fischmanns.* Amsterdam 1938, S. 11 f. [↑](#footnote-ref-27)
28. H. W. Katz – sein Geburtsname ist Herz Wolf Katz; in Deutschland vor 1933 war er Willy Katz – wurde am 31. Dezember 1906 in Rudky, einem kleinen Städtchen in der heutigen Westukraine, geboren. Sein Vater wurde bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges in die k.u.k. Armee eingezogen; die Mutter floh im August 1914 zusammen mit ihren beiden Söhnen vor den heranrückenden russischen Truppen nach Deutschland, nach Gera in Thüringen. [↑](#footnote-ref-28)
29. Gespräch mit Hermann Kesten im Zusammenhang der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Kesten und Fritz H. Landshoff durch die Freie Universität Berlin am 5. Mai 1982. [↑](#footnote-ref-29)
30. A.a.O., S. 20, Hervorhebung – F.T. „Heimat“ definiert Katz in folgender Form: „Ich will Ihnen sagen, was Heimat für MICH ist. – Das Haus, in dem man mich leben lässt. – Die Straße, in der man mich leben lässt. – Die Stadt, in der man mich leben lässt. – Das Land, in dem man mich als Gleichberechtigten leben lässt“ (). Auch das ist eine Bestimmung, die sich an den Menschenrechten orientiert, wie sie die Französische Revolution formuliert hat. [↑](#footnote-ref-30)
31. Zur Biografie vgl. Ena Pedersen: *Henry William Katz.* The life and work of an German-jewish writer and journalist in exile, 1933 - 1945. Oxford 1998. [↑](#footnote-ref-31)
32. H. W. Katz: *Die Fischmanns.* Amsterdam: Verlag Allert de Lange 1938. [↑](#footnote-ref-32)
33. H. W. Katz: *Die Fischmanns.* Frankfurt a.M. 1985, S. 200 f. [↑](#footnote-ref-33)
34. Während dieser Zeit entstand Roman Vishniacs fotografische Dokumentation des ostjüdischen Schtetls. M.W. hat das Exil auf dieses bahnbrechende Werk nicht reagiert. [↑](#footnote-ref-34)
35. So die persönliche Mitteilung an den Vf. bei einem Besuch von H. W. Katz in Hamburg. Anna Seghers rät Katz, sich stärker „einem anderen Thema“ zuzuwenden. Der Roman erschien ein Jahr später auch in tschechischer und englischer Übersetzung. – Neben Anna Seghers war auch Bruno Frank Gutachter. Frank verfasste später selber einen Roman (*Die Tochter*), der wie *Die Fischmanns* ebenfalls in Galizien spielt. [↑](#footnote-ref-35)
36. H. W. Katz: *No. 21 Castle Street*. New York: Viking Press 1940; London: Chapman & Hall 1942; Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuchverlag 1986. Nach dieser Ausgabe wird zitiert. [↑](#footnote-ref-36)
37. Dass Katz bereit war, in die Fremdenlegion einzutreten, um gegen Hitler zu kämpfen, erregte unter den Mitemigranten Anstoß. Auch zu diesem Problem hat sich Anna Seghers implizit geäußert. Die Fremdenlegionäre sind in *Transit* eindeutig negativ konnotiert. – Vgl. Natalia Shchyhlevska: „Meine Heimat ist die deutsche Sprache“: H. W. Katz, geboren vor 100 Jahren. – In: *Exil* 26 (2006), H. 2, S. 23 – 27. [↑](#footnote-ref-37)
38. Die Darstellung orientiert sich in vielen Einzelheiten an familiär-biografischen Gegebenheiten. Der Vater Aron Katz war 1914 zur österreichischen Armee eingezogen worden; er kam jedoch – anders als im Roman dargestellt – noch vor Kriegsende nach Gera zu seiner Familie. 1916 starb Katz‘ Mutter bei der Geburt ihres dritten Kindes. Der Vater heiratete erneut, und zwar eine streng orthodoxe Jüdin. Die Orthodoxie der Stiefmutter löste Konflikte aus, die wiederum bewirkten, dass Katz die Familie verließ. [↑](#footnote-ref-38)
39. H. W. Katz: *Schloßgasse*, a.a.O., S. 118. – Der Name „Isidor“ überrascht an dieser Stelle. Isidor ist nicht jüdischen, sondern altgriechischen Ursprungs. Der antisemitische Beiklang, der mit seiner Nennung aufgerufen wird, erklärt sich möglicherweise aus dem historischen Kontext. In der Endphase der Weimarer Republik wurde der Berliner Polizeipräsident Bernhard Weiß, ein konsequenter Gegner der NSDAP, von Goebbels durch die Bezeichnung „Isidor“ systematisch verunglimpft. – Ich danke Libert Hirth für den Hinweis. [↑](#footnote-ref-39)
40. H. W. Katz: *Schloßgasse*, a.a.O., S. 118. [↑](#footnote-ref-40)
41. S. 119. [↑](#footnote-ref-41)
42. S. 121. Hervorhebung – F.T. [↑](#footnote-ref-42)
43. H. W. Katz beschreibt präzis die Verunsicherung, die am Kriegsende die Patienten eines Lazaretts überfällt. Plötzlich zerfällt die k.u.k. Monarchie in unterschiedliche Nationalitäten. Nur ein Ostjude bleibt der, der er schon immer war: „Die nervösen Ärzte, die überarbeiteten Schwestern, die ungeduldigen Verwundeten und Kranken, die bisher k.u.k. Untertanen gewesen waren, wurden über Nacht Tschechen, Dalmatier, Polen, Bosnier, Ungarn, Kroaten, Slowaken, Italiener, Slowenen, Deutsche und noch so einiges. Von den Habsburgern sprach keiner mehr, nur noch von den tschechischen Knödeln, von ungarischem Gulasch, von Krakauer Würsten, von slawischen Tänzen und von der so beliebten polnischen Unterdrückung.“ Neben Jossel Fischmann liegt ein Wiener aus der Leopoldstadt, aus dem Zweiten Bezirk. „Zu Jossel Fischmann, der ihn schüchtern fragte: ‚Und ich? Was bin ich geworden, Herr Landsmann?‘, sagte er erstaunt:

‚Was Sie gewesen sind. Ein galizischer Jud.‘“ (S. 88) [↑](#footnote-ref-43)
44. H. W. Katz: *Schloßgasse*, S. 89. [↑](#footnote-ref-44)
45. A.a.O., S. 89 f. [↑](#footnote-ref-45)
46. S. 90. [↑](#footnote-ref-46)
47. Ebd. [↑](#footnote-ref-47)
48. S. 96. [↑](#footnote-ref-48)
49. S. 96. [↑](#footnote-ref-49)
50. S. 93. [↑](#footnote-ref-50)
51. In der Synagoge der „deutschen Juden“ werden ihnen die hintersten Plätze zugewiesen (S. 145). [↑](#footnote-ref-51)
52. S. 162. [↑](#footnote-ref-52)
53. S. 149. [↑](#footnote-ref-53)
54. S. 151. [↑](#footnote-ref-54)
55. S. 106. [↑](#footnote-ref-55)
56. S. 61 f. [↑](#footnote-ref-56)
57. S. 85. [↑](#footnote-ref-57)